

288.541

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

288541

Handwritten scribbles and the letter 'K' in the top right corner.

Sternekind und Reinekind

Sechs Märchen
die Josef Lengyel in
ungarischer Sprache schrieb
und Stefan J. Klein deutsch
nacherzählt

* * *

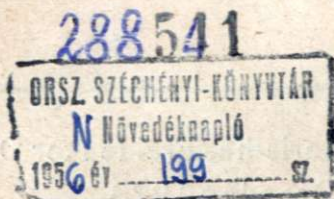
Handwritten 'oo' with an arrow pointing to the asterisks above.

OSZK

Faint, illegible text, possibly a library stamp.

Verlagsanstalt proletarischer Freidenker Deutschlands
Dresden 1923

Der faule Fritz
Sternekund und Reinekund
Die Schiffe des Königs Argonides
Das Wunderzicklein
Siegfrieds Bäume
Der Richter der glücklichen Stadt



Der faule Fritz

Die Stadt, in der Fritz wohnte, lag am südlichen Meer. In dieser Stadt wohnten fleißige Fischer und lebten von dem, was das Meer ihnen gab. Sie hatten eine schwere Arbeit mit dem ungestümen Meer, dessen Wellen unablässig gegen die Felsenufer schlugen. Sie brauchten Kraft, Mut und Fleiß, um ihren täglichen Lebensunterhalt zu verdienen. Nur etliche reiche Fischermeister und Schiffsbesitzer lebten üppig, die übrigen aber verbrachten ihre ganzen Tage in harter Arbeit. Doch nicht so Fritz! Dem war die Arbeit ein Graus. Er schlief viel lieber im Schatten der ans Ufer gezogenen Kähne, statt in furchtbarer Höhe auf den Mastbäumen herumzuklettern; und er schwamm lieber in den salzigen Wellen, statt die schweren Fischnetze einzuziehen.

Er arbeitete nur gerade soviel, daß man ihn nicht einen Nichtstuer nennen konnte, und wenn er manchmal ein gutes Trinkgeld bekam, so schleppte er unter lautem Gestöhn einen Sack aufs Schiff. Für gewöhnlich aber stahl er das Obst der Reichen und lebte davon. Er war sehnig und stark. Sein Rücken war nicht von Arbeit gekrümmt, und auch seine Arme waren nicht übermüdet. Sein Gewand bestand bloß aus einem kleinen Schurz, den er sich von irgendwoher beschafft hatte. Er verbrachte den ganzen Tag hauptsächlich damit, daß er im sonnenwarmen Sand mit den kleinen Kindern spielte, oder sie schwimmen lehrte, denn er war ein guter Schwimmer. Die Kinder nämlich liebte er sehr. Oft, wenn die Eltern keine Zeit hatten, betreute er die Säuglinge wie eine gute Mutter. Dafür erhielt er von den Fischerfrauen häufig warme Suppe. Doch war er zu den kleinen Kindern stets gleich freundlich und gut, gleichwohl, ob er etwas bekam oder nicht, denn er liebte die Kleinen wirklich sehr. Und so kam es, daß ihn auch die Leute im Städtchen gern hatten, wemgleich sie ihn den faulen Fritz nannten.

Nun ereignete es sich in jener Zeit, daß in die Stadt am Meer die Welt der Brüderlichkeit kam. Die Menschen freuten sich und verrichteten nun noch freundlicher und fleißiger ihre harte Arbeit. Alle waren sie eins in der Seele, niemand nannte etwas sein Eigen, denn alles gehörte allen gemeinsam.

Auch Fritz freute sich mit den Frohen. Doch verwandelte sich seine Freude gar bald in Kummer. Das Volk kannte nämlich seine Gewohnheit, und deshalb beschieden ihn die Brüder vom Rat in den ersten Tagen zu sich und sprachen also zu ihm:

„Bruder Fritz! Vergiß nicht, daß nun alles Obst der Gärten unser gemeinsames Gut ist, und nimm davon nichts auf unrechte Weise.“

„Ich werde mir die Worte des Rates merken“, antwortete Fritz und trollte sich fort.

Mit schamrotem Gesicht verließ er das Haus des Rates. „Weshalb mußte man mich darauf noch besonders aufmerksam machen?“ dachte er. „Ich weiß, nun ist das Stehlen hundertfach unredt, und weiß, daß meine Faulheit auch früher eine Sünde war. Weiß alles dies gar gut.“ Er wurde sehr traurig. „O, weshalb denken die Leute so schlecht von mir?“ seufzte er bei sich.

Der betrübte faule Fritz ging zu seinen Spielkameraden, zu den kleinen Kindern. Diese empfingen ihn mit großer Freude, aber Fritz konnte sich nicht trösten. Denn er sah: für die Kinder war nun bereits gut gesorgt, es gab da Leute, die sie nicht nur schwimmen, sondern auch viele andere nützliche und schöne Dinge lehrten, worauf er, Fritz, sich nicht verstand.

Nun erfaßte Fritz große Schaffenslust. Er ging auch gleich an die Arbeit. An nützlicher guter Kraft fehlte es ihm ja wahrlich nicht, da er aber an die Arbeit nicht gewöhnt war und die Kunst des Arbeitens nie gelernt hatte, gab es keinen schlechteren Arbeiter als ihn. Er konnte weder die Säcke noch die Netze so flink und geschickt schleppen, sich weder zwischen den Tauen der Schiffe so rasch bewegen, noch auch verstand er sich aufs Fischerhandwerk so gut wie jene, die es gelernt und geübt hatten. In dieser brüderlichen Welt bekam freilich auch er alles, was er zum Leben brauchte, doch wurden ihm die Speisen bitter im Mund, denn seine

Seele fand keine Ruhe: „Ich esse“ – dachte er – „das gute Brot der Gemeinschaft, verdiene es aber für meine schlechte Arbeit wahrlich nicht. Eigentlich kann ich bloß im Meer herumschwimmen. Doch gibt es Leute, die auch im Schwimmen gewandter sind als ich und sich überdies noch auf viele andere nützliche Dinge verstehen.“

Da aber der faule Fritz trotz alledem ein wackerer, bereitwilliger Bursche mit liebendem Herzen war, verzweifelte er nicht ganz. Er versuchte mit großem Eifer die tausend Kniffe und Finten der Arbeit zu erlernen, und wurde nicht müde, darüber nachzudenken, wie er seinen Menschenbrüdern gute Dienste leisten könnte . . .

Aufs Sacktragen verstand er sich schon recht gut, und er hätte gewiß auch die anderen Arbeiten erlernt, wäre es nicht anders gekommen.

* * *

Eines Tages wurden die Winde ganz wild, der Himmel verfinsterte sich, das Meer raste mit bleiigen Wellen dahin. Alle Schiffe befanden sich draußen auf dem Wasser, und die weißen Mäuler der Wogen fraßen an ihnen.

Es wurde Abend, und die Frauen standen jammernd am Strand, denn die Fischer waren in großer Gefahr. Draußen auf dem offenen Meer drohten die Wellen die Schiffe zu zertrümmern, und wenn sie es wagten, dem Ufer zu nahen, würden sie gegen die schwarzen Felsen geschleudert werden und zerbrechen, wie wenn ein irdenes Gefäß gegen den Brunnenrand stößt.

Gar gefährlich waren diese Felsen. War das Meer still, so ragten ihre Spitzen aus dem Wasser hervor, doch nun wurden sie von den gischtenden Wellen mit weißem Schaum bedeckt. Und weit und breit gab es nichts, was auf dem finsternen Meer den Weg hätte weisen können. Wohl warf der Leuchtturm seine hellen Strahlen aus, doch die Felsen sind hinterlistig, und der Fischer harrete Leid und Tod.

Auch Fritz stand am Ufer, im dröhnenden Sturm, zwischen den zusammen mit dem Regen weinenden Frauen, neben den Kindern, die sich in diesen schrecklichen Stunden erschrocken an den Rock der Mutter klammerten. Er blickte sich um. Seine Brüder,

die Schiffer und die Fischer und die Genossen vom Rat, alle, alle waren sie draußen auf dem wilden Meer. Denn es war die Zeit des reichlichsten Fischfangs. Nur die Alten, die Frauen und die Kinder waren daheim geblieben.

Die Alten wollten ein Feuer entzünden, um den Schiffen den Weg zu weisen, doch gelang ihnen dies wegen des gewaltigen Sturmes nicht. Und die Fackeln, die sie anzündeten, wurden vom Regen verlöscht.

Da faßte Fritz einen Entschluß, und dieser brachte ihm das Gefühl übergroßer Freude, Glückseligkeit und Ruhe.

„Nun ist es an mir, zu handeln“, sprach er still bei sich, und sein Herz jauchzte vor Freude. Er wußte bereits, was er tun würde.

Er lief zu einem Hafenschuppen und nahm ein großes Stück Phosphor an sich. Der Phosphor hat nämlich die Eigenschaft zu leuchten. Dieses Stück war für eine Uhrfabrik bestimmt, in der Uhren hergestellt wurden, die im Finstern leuchten. (Ihr kennt ja derartige Uhren und könnt Euch denken, wie glücklich dieser Gedanke war.)

„O, wie gut ist es, daß wir in der Welt der Brüderlichkeit leben und die Warenlager nicht verschlossen sind“, dachte Fritz, „und wie glücklich ich bin, daß mein schlichter Kopf mir in dieser großen Not den guten Gedanken gab.“

Er nahm den Phosphor an sich und eilte an den Strand.

„Nun ist die Zeit gekommen, da der faule Fritz der Gemeinschaft etwas geben kann. Jetzt werden alle wackeren Brüder der Gefahr entrinnen können.“

Er blickte sich um, ob ihn jemand sehe. Doch rauschte bloß das wilde Meer, und der unbarmherzige Sturm heulte. Und da niemand in der Nähe war, sprang Fritz in das schäumende Wasser und begann zu schwimmen.

Die Wellen erschwerten das Schwimmen sehr, jede wollte ihn gegen das Ufer schleudern. Es wurde ihm ganz bang zumute, da er dachte: „O, entsetzlich, wenn ich jetzt sterbe, ohne helfen zu können.“ Er nahm all seine Kraft zusammen, atmete die Lunge mit Luft voll und begann unter dem Wasser zu schwimmen. Auf diese Art kam er gegen die Wellen besser auf und brauchte nur

manchmal den Kopf aus dem Wasser zu stecken, um Luft zu schnappen.

Er schwamm bereits eine halbe Stunde. Sonst pflegte er in dieser Zeit die Felsen erreicht zu haben. Nun jedoch hatte er kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt, so schwer war der Kampf gegen die Wellen. „Nun stirbt der faule Fritz“, dachte er bei sich, „stiehlt nicht, faulenz nicht, stirbt . . .“ — „Vielleicht erreiche ich gar nicht die Felsen, sterbe bloß . . .“ Aber er schwamm trotzdem weiter. „Wenn ich auch sterbe, ohne helfen zu können, so ist dieser Tod dennoch gut. Gut, gut, und ich bin glücklich.“

Mit dem Leben hatte er bereits abgerechnet und schwamm nur noch von dem Gedanken erfüllt weiter, Hilfe zu bringen. Die Freude darüber, daß er helfen wollte, gab ihm diese Kraft.

Und endlich, endlich, nach langem Kampf, erreichte er tödlich müde die Felsen. Mit letzter Kraft klammerte er sich an das Gestein und bestrich die Felsen mit dem mitgebrachten leuchtenden Phosphor. Dann bestrich er auch sich selbst bis zu den Hüften und stand mit erhobenem Arm, wie eine leuchtende Statue, über dem dunklen Meer . . .

Die Fischer erblickten die schimmernde Statue, die mit erhobenem Arm von den Felsen her leuchtete. Dann sahen sie, wie der Arm herabsank, aber die Felsen leuchteten noch immer.

Sie wußten nicht, was dieses Licht auf den Felsen war, doch sie setzten, von Angst befreit, glücklich ihren Weg fort und lenkten die Schiffe zwischen den Felsen und dem Ufer hindurch in die geschützte Bucht.

Zusammen mit der Finsternis der Nacht verging auch die Wut des Sturmes. In der Frühe legten sie an das steinige Ufer an, umarmten die Ihren und machten sich sofort an das Ausbessern der beschädigten Schiffe. Denn obschon auch keinen von den Männern ein Unheil betroffen hatte, so waren die Schiffe doch schwer beschädigt worden.

Und später — so ist mir bekannt — entsannen sie sich des wundervollen Lichtes, das ihnen im Sturm den Weg gewiesen hatte, und sie suchten auch überall den faulen Fritz.

Vielleicht erfuhren sie auch, daß der faule Fritz ihr Retter und Helfer gewesen . . .

* * *

Doch dies gehört nicht mehr zur Geschichte vom faulen Fritz. Er war auf den Felsen glücklich und voll Liebe gestorben, und sein redliches Herz hatte in der Stunde des Todes mehr Glück empfunden, als viele in ihrem ganzen Leben empfinden.

Sternekind und Reinekind

Es war einmal, oder wird einmal sein: ein herrlich schönes Land. Dieses Land war so groß, daß es die ganze Erde umfaßte. Es gab keine feindlichen Länder und keine kriegerklärenden Kaiser und Könige, die ganze Welt war ein Land, und die Menschen lebten miteinander, wie gute Geschwister zu leben haben, die nicht neidisch sind, sondern gerne alles miteinander teilen und jeden freudig in seiner Arbeit unterstützen.

In diesem herrlichen Land gab es überall Gärten und glaswändige Häuser, und wenn sich jemand freuen wollte, brauchte er bloß in eines der glaswändigen Häuser zu blicken, und wenn er sah, wie gut und glücklich dort die Menschen lebten, wurde es ihm ganz froh ums Herz.

Und diese Menschen waren sehr stark und mächtig. Es war nicht mehr notwendig, daß sie einander befahlen. Man brauchte auch weder Könige, noch Befehlshaber, noch andere Führer. Jeder wußte, was er zu tun hatte. Die Menschen lebten in gemeinsamem Verständnis, bauten herrliche Gebäude, errichteten Bibliotheken, erdachten prächtige und nützliche Maschinen; lebten schön und gut. Und ihre Macht war größer, als die der Könige je war. Denn welcher König kann heute von dem einen Ende der Erde zum anderen fliegen, um dort seinen Bekannten zu begegnen, und in kurzer Zeit wieder daheim sein? In dieser Welt war dies jedem möglich, denn da hatte jeder ein gutes Flugzeug, das er, wenn es ihm beliebte, benutzen konnte. Und außerdem, welcher König oder Heerführer hat heute die Macht, dem Wetter, dem Regen und den Winden zu gebieten? Eine solche wirklich große Macht besitzt heute niemand. In diesem Lande jedoch hatten die Gelehrten allmählich jeden Grund und jede Ursache der Witterung erkannt, allmählich vermochten sie im Voraus zu sagen, was für Wetter es

geben würde, außerdem erfanden sie auch, was man tun mußte, damit solches Wetter sei, wie sie wünschten. Als sie so weit gekommen waren, traten sie zusammen, berieten, was für Wetter das günstigste wäre, und handelten danach. — Und in den Kalendern standen nicht mehr solche Dummheiten wie heute. Wenn jemand einen Ausflug machte, konnte er ganz bestimmt im Voraus wissen, ob er naß werden würde, oder nicht: er mußte sich nur den Kalender anschauen.

Unter diesen, die Zeit und die Sterne erforschenden Männern gab es einen mit Namen Sternekund. Dieser besaß in einem schönen Garten ein glaswändiges Haus, wo er zu schlafen und zu lesen pflegte. Wenn er sich des Morgens von seinem Lager erhob, badete er in dem kristallreinen Wasser der Marmorbassins und schwamm um die Wette mit seinen jungen und alten Gefährten. Dann gingen sie zusammen mittagessen, nachher arbeitete er frisch in dem gemeinsamen Gemüsegarten, abends erforschte er die Sterne und trug seine Wahrnehmungen jeden Tag in ein großes Buch ein: so vermehrte er den höchsten gemeinsamen Schatz der Menschen, die Wissenschaft, der alles Gute entspringt.

Eines Abends, als er in sein Buch besonders nützliche und anregende Aufzeichnungen geschrieben hatte, setzte sich der wakkere Sternekund unterwegs, da er heimstrebte, auf eine Bank und dachte über sein glückliches Leben nach.

„Ich bin ein besonders glücklicher Mensch“ — dachte er — „denn ich diene der ganzen Menschheit gar trefflich mit meiner Wissenschaft. Und mein Leben ist so schön. Denn es ist ja ein prachtvoller Genuß, im Garten zu arbeiten. Das eine ist eine größere Freude als das andere. Aber ist es denn richtig, daß mir die Arbeit gar nicht schwer fällt und ich an ihr Genuß finde? Ist jedes Menschen Arbeit so genußreich?“ — Es fiel ihm sein Freund und Schulkamerad Reinekund ein, der in einem Amt Bücher führte und außerdem Kanäle säuberte.

Das Kanalreinigen wurde zwar von Maschinen besorgt, war aber trotzdem im Vergleich zu den übrigen sehr schönen und sehr reinen Arbeiten eine mit Schmutz verbundene Beschäftigung, und

manchmal, wenn es hier und dort etwas auszubessern gab, noch es gar übel.

„Weshalb muß Reinekund auch den Kanal noch säubern“ — dachte Sternekund — „da ihm nicht einmal vergönnt ist, an der Bereicherung der Wissenschaften Freude zu finden?“

Und so ging er denn zu Reinekund und sprach also zu ihm: „Lieber Bruder und Schulkamerad! Jede meiner Beschäftigungen ist genußreicher denn die deinen, und deshalb bitte ich dich, tausche mit mir. Arbeite du im Garten und gestatte, daß ich den Kanal reinige. Du machst mir damit eine Freude.“

„Du sagst, ich mache dir damit eine Freude“ — antwortete Reinekund — „und so willige ich denn ein. Ich kenne dich und weiß, daß dich der demütigste Dienst deinen Menschenbrüdern gegenüber beglückt, deshalb leiste ich deiner Bitte Folge. Es ist schön von dir, daß du mir helfen willst, ich bin glücklich darüber. Obschon ich auch bisher zufrieden war, denn ich wußte ja, daß meine Arbeit ein Teil der gemeinsamen Arbeit der Menschheit sei.“

Und sie sprachen darüber auch nicht mehr, Reinekund ward Gärtner und Sternekund Kanalräumer. Sternekund war noch glücklicher als bisher, denn er konnte der Menschheit noch demütiger dienen. Doch wurde die Sache in der großen Gartenstadt bekannt, denn Reinekund, der einstige Kanalräumer, erzählte sie den Leuten.

Die Menschen waren glücklich darüber, daß sie über einen der ersten Gelehrten der Stadt abermals die Kunde einer neuen schönen Tat vernahmen. Und die Kinder warteten auf ihn, wenn er von der Arbeit heimkam, und wuschen im Wasser der Marmorbassins seine Hände rein. Er aber stattete den Kindern durch das Erzählen schöner lehrreicher Geschichten seinen Dank ab.

So lebte Sternekund glücklich, seine zwei Berufe ausübend: das Kanalräumen und die Astronomie.

Denn in diesem glücklichen Lande hatte jeder zwei Beschäftigungen. Bei der einen diente er seinen Menschenbrüdern durch die körperliche Kraft, bei der anderen durch den Verstand, und nützte derart der Welt mit jeder guten Kraft.

Doch waren in dem großen Land noch Städte, in denen es noch gesondert Gelehrte und gesondert Arbeiter gab. So viel war dort

noch von jener alten, alten Welt zurückgeblieben, in der es einst Reiche und Arme gegeben hatte. Als die Kunde von der Tat des wackeren Sternekund nach etlicher Zeit auch hierher gedrungen war, brachen die Gelehrten dieser Städte auf, pilgerten zu ihren jede schwere Arbeit willig verrichtenden Menschenbrüdern, denn sie sahen mit ihrem klugen Verstand ein, welche eine große Selbstaufopferung es sei, wenn wir unseren Menschenbrüdern durch demütige schwere Arbeit dienen. Und die Gesetzgeber und Gelehrten kamen in Sternekunds Stadt gepilgert und verneigten sich vor den hier lebenden Menschen. Und heimgekehrt lehrten sie auch ihre Kinder zweierlei Berufe, auf daß für niemanden ein schweres Opfer sei, womit er seinen Menschenbrüdern dient.

Und so lebten die Leute glücklich weiter, dachten darüber nach, zerbrachen sich darüber den Kopf, wie man das Leben der Menschen schöner und wahrer gestalten könnte.

Die Schiffe des Königs Argonides

Argonides, der Herr der Schiffe und Beherrscher der Insel Belitristup, ließ seine sämtlichen Schiffe ausbessern und machte sich mit neunundsiebzig Schiffen auf den Weg, um für seine kranke Tochter Silento heilenden Balsam zu holen.

Allen voran segelte der stahlmastige „Wellenbezwinger“, an dessen sieben Stahlmasten sich die weißen Segel bauschten. Ueber die sieben riesigen Maste war so viel weiße Leinwand gespannt, daß diese für siebentausend Betten als Laken genügt hätte. Doch war nicht nur das große Führerschiff, der mächtige „Wellenbezwinger“, derart ausgerüstet. An allen Schiffen waren die Taue erneut, alle waren ausgebessert worden, ehe es hinaus aufs hohe Meer ging. Auch der Name des ältesten Schiffes, der braunen „Möve“, wurde mit roten schwerfälligen Buchstaben neu gemalt, die rotfarbenen Segel wurden geflickt, der Kiel, an dessen altem Holz hundertjährige Muscheln versteinert waren, wurde untersucht und in Ordnung gebracht.

Das Meer war durchsichtig wie ein Glas Wasser, auf seinem braunen Boden, in den unermeßlichen Tiefen, waren Muscheln, Schnecken, Korallen und großäugige Fische mit aufgerissenen Mäulern sichtbar. Der schneeweiße Schaum des durchsichtigen kristallinen Meeres gischtete gegen den spitzen Bug des „Wellenbezwingers“, sprudelte auf und zerstob als silbriger Wasserstaub in der Luft.

Achtundsiebzig Schiffe stachen von den Felsen der Insel Belitristup in See, aus dem Hafen von Linksland, der Stadt des Argonides. Bloß der „Wellenbezwinger“ sank tief in das Wasser ein, denn das Schiff war beladen mit Goldstaub, den Argonides aus den öden, baumlosen Felsen von Belitristup ausgraben hatte lassen.

Er selbst saß im Schatten des ersten Mastbaums in einem roten Sammetzelt und lauschte mit sorgenvollem Gesicht den Ausführungen des Arztes Dr. Stip und des Oberchemikers Quarz.

„Neunundsiebzig Schiffsladungen Fichtengrün werden für hundert Jahre Balsam liefern“ — sprach Dr. Stip.

„Es wird sogar für tausend Jahre genügen“ — erklärte Quarz. „Denn ich hole nach meiner eigenen Methode mit den stärksten Aetheritalkoholpuris das Grün der Bäume hervor. Dann verdichte ich dies derart, daß in einem handgroßen Stück das Grün eines ganzen Waldes enthalten ist.“

„Und deine kranke Tochter Silento wird sicherlich genesen, o, Argonides, die Luft der auf den Felsen erbauten Stadt Linksland und der ganzen Insel Belitristup wird wie Balsam sein, sogar die Halbtoten werden neu belebt, wenn sie auch nur einen einzigen Hauch von dieser Luft einatmen können, der in der Seele der Wälder weht.“

„Sag, wird meine Tochter wirklich genesen?“, fragte Argonides düster.

„Bestimmt, o, Herr, bestimmt“ — rief Dr. Stip — „Auf ihr welkendes Gesicht wird die Farbe des Lebens wiederkehren, ihr Mund wird lächeln, ihre Augen werden lachen. Beeile dich nur, kaufe Wälder und Wiesen, und wir werden die Seele der Wälder deinem kranken Kinde heimbringen.“

„Was glauben Sie, lieber Kollege, wie sollen wir den prachtvollen Balsam in der Luft verteilen?“ — fragte Dr. Stip den Oberchemiker mit sorgenvollem Gesicht.

„Wir werden noch darüber nachdenken“ — entgegnete der Gelehrte mit gerunzelter Stirne.

Argonides lauschte dem Gespräch der beiden Gelehrten nicht weiter, sondern ließ von seinem Oberkapitän alle achtundsiebzig Schiffe zusammenrufen. Er ließ sie vor dem Bug des „Wellenbezwingers“ in drei Reihen auffahren. Die Mannschaft stand in Dreieckform auf den Decken. Da hob Argonides das große messingne Schallrohr an die Lippen und rief mit dröhnender Stimme:

„Leute! Kapitäne, Steuermänner und Matrosen! Wir fahren nach den grünwäldigen Ländern. Vom kahlen Linksland bis dort-

hin ist es ein Weg von hunderteinundzwanzig Tagen. Wir müssen in einundzwanzig Tagen hingelangen, und Euer Sold soll das Hundertfache sein. Und als Draufgabe sollt Ihr das Gold und Silber bekommen, das in diesen einundzwanzig Tagen siebentausend meiner Sklaven aus den Felsen von Belitristup an die Oberfläche fördern. Das Beladen erfordert drei Wochen, Ihr jedoch müßt es in drei Tagen verrichten. Und dafür werdet Ihr einen dreihundertfachen Lohn erhalten.

Beeilt Ihr Euch aber nicht, so werde ich mit dem scharfen Bug des „Wellenbezwingers“ Eure elenden Schiffe zerschneiden, und Ihr werdet unter dem Meeresspiegel verfaulen, über den der „Wellenbezwinger“ siegreich dahinsegeln wird.

Und du, alter Treuherz, beeile dich mit der verfallenden „Möve“, denn sonst bohre ich als ersten dich zusammen mit deinem alten Schiff in den Grund.“

„O, Herr,“ — antwortete der alte Fischer — „tu dies nicht in deinem Zorn. Die alte „Möve“ tut ja alles, was in ihrer Macht steht. Doch war dieses Schiff nicht einmal in seiner Jugend für so lange Fahrten bestimmt. Und auch ich war noch nie in so weiter Ferne, wo Bäume grünen. Mein ganzes Leben lang habe ich zwischen den Felsen von Belitristup gefischt, bin alt geworden, habe aber von grünen Bäumen und Wiesen nur reden gehört. Doch glaube mir, auch ich will alles tun, damit wir deiner schönen kranken Tochter die Arznei heimbringen. Und erfahre, o, Herr, wenn wir in diese fernen grünen Länder gelangen, so will ich deiner Tochter auch ein kleines grünes Bäumlein mitbringen, auf daß sie sich darüber freue.“

„Schwätz nicht, Alter!“ erwiderte Argonides hochmütig. „Wir wollen die Wälder ganzer Länder heimbringen. Was willst da du mit deinem kleinen Bäumlein!? Geh, beeile dich, sonst zerschneide ich dich mit meinem Schiff.“

Die Matrosen kletterten bereits wie Katzen die Taue hinauf, machten aus jedem Stück Leinwand, aus jedem Hemd Segel und befestigten sie an den knarrenden, krachenden Masten. Die Maste krümmten sich unter dem Wind, die Schiffe schossen über das schäumende Glasmeer dahin.

Die Sonne ging noch nicht zum einundzwanzigsten Mal zur Neige, da die Schiffe des Argonides in der von waldigen Hügeln umsäumten stillen Bucht die Anker auswarfen.

Und noch in der selbigen Nacht brachten sie die Goldschätze des „Wellenbezwingers“ an Land. Und Argonides kaufte mit seinem Golde von den Herren die Wälder ganzer Länder. Seine Leute mähten und sammelten die grünen Gräser und die grünen Blätter der Bäume. Die beiden Gelehrten brauten in riesigen Kesseln den Balsam, die Matrosen aber schleppten die grüne Arznei in großen Körben und Fässern auf die Schiffe.

Gegen Abend befand sich im Bauch der Schiffe bereits ein mächtiger Vorrat grünen Balsams.

„Herr, wir haben schon so viel Balsam, daß zehntausend Leute davon genesen könnten“ — meldete Quarz.

„Weiter, nur weiter, ich will das Grün aller Bäume heimbringen, will alles meiner kranken Tochter geben“ — sprach Argonides.

„Wenn wir die Sache richtig betrachten“ — überlegte Dr. Stip — „so haben wir schon genug Balsam, und wenn wir alles Grün der Bäume wegnehmen, wird hier die Luft schlecht und gar viele der Menschen werden erkranken.“

„Tue, wie ich dir befehle. Dafür wirst du bezahlt. Ich bin auf deine Ansichten nicht neugierig“ — erklärte Argonides kurz und bündig. Sammelt so viel Balsam, wie auf den Schiffen Platz hat.“

Alle arbeiteten emsig. Auch der alte Treuherz schleppte große Fässer. Da sie an Land gegangen waren, war es seine erste Arbeit gewesen, eine kleine Fichte samt der Wurzel auszugraben. Das Bäumchen war nur eine Spanne groß. Der alte Mann hatte also zu sich gesprochen:

„Dieses kleine Bäumchen will ich der schönen und guten Silento mitbringen. Das arme Kind ist sehr krank, vielleicht wird das Bäumchen des alten Treuherz das liebe Mädchen erfreuen.“

Er wollte den kleinen Baum eben auf sein Schiff bringen, trug ihn vorsichtig und liebevoll in der Hand, da er plötzlich Quarz begegnete.

„Was machst du da, Alter?“ — rief Quarz. — „Bist Du verrückt geworden? Ich sammle den Balsam der Bäume, verdichte ihn,

presse ihn zusammen, damit desto mehr auf das Schiff geht, und du willst mit so unnützen Bäumen das Schiff beladen! Vernahmst du denn nicht den Befehl unseres Herrn!? Der Balsam von hundert großen Bäumen braucht so viel Platz, wie dieses jämmerliche kleine Bäumlein. Wirf' es sofort weg!“

Mit dem Oberchemiker ließ sich nicht scherzen und so stellte denn der alte Treuherz das Bäumchen traurig auf die Erde. „Weshalb soll ich dem kleinen Mädchen nicht einen kleinen Baum mitbringen?“ — dachte der Alte. — „Das schadet doch niemand, und das arme Kind würde sich sicherlich sehr freuen. Was hier getan wird, — dieses schöne grüne Land ganz kahl abmähen, ist sicherlich eine Sünde, aber einen kleinen Baum nach Linksland zu bringen, wo keine Bäume wachsen, das wäre recht gehandelt.“ Und in der nächsten Nacht verließ er das Schiff und suchte beim Mondschein eine schöne kleine Fichte. Dann befeuchtete er sein weites blaues Hemd mit süßem Quellwasser, wickelte das kleine Fichtenkind in den Latz seines Hemdes und ging auf das Schiff zurück.

Die Knechte des Argonides nahmen das Grün aller Berge und Täler, Wälder und Wiesen. In ganzen Ländern, auf weiten, weiten Flächen gab es keine Handvoll Grün mehr. Die Luft wurde schlecht, verdorben, die Kinder wurden blaß, die Mütter weinten.

Häßlich, gelblich dampften die kahlen Berge, als die Schiffe des Argonides ihre Anker lichteten. Die armen Leute der ausgeplünderten Länder schauten weinend den Schiffen nach, und ihre salzigen Tränen vermehrten beträchtlich das Wasser des Meeres.

Sieben Tage lang flogen bereits die Schiffe über das Glasmeeer dahin, unterwegs nach dem Hafen von Linksland. In der Nacht des siebenten Tages umschlang ein rußschwarzer Sturm die Schiffe des Argonides. Die Segel des stolzen „Wellenbezwingers“ flogen beim Licht der Blitze wie kleine weiße Vögel fort — wurden derart vom Sturm zerfetzt. Die Stahlmaste brachen, die Taue rissen, und der stolze „Wellenbezwinger“ legte sich auf die Seite, wie ein sterbendes, bebendes Tier.

Die Matrosen retteten sich schwimmend. Am besten hielt die „Möve“ stand. Der alte Treuherz warf Taue aus, rettete so die

Schiffbrüchigen. — Argonides und die beiden Gelehrten saßen frierend und bebend in der Kajüte des alten Treuherz.

Der alte Mann arbeitete für zehn. Die Schiffe des Argonides wurden nacheinander leck, versanken in den Wellen. Das furchtbare Meer zerbrach die Schiffe, wie ein Löwe die Knochen erbeuteter Hirsche zerbeißt. Grauensvoll war das Meer im rußschwarzen Sturm. Im Licht der blauen Blitze konnte man sehen, wie der grüne Balsam der Bäume das tobende Meer zornig-grün färbte.

Treuherz rettete nach einander die Schiffbrüchigen. Auf dem Verdeck der „Möve“ stand Mann neben Mann, so dicht, daß man zwischen ihnen keine Stecknadel hätte auf den Boden fallen lassen können. Ein Teil der Geretteten mußte auf die Schultern der andern gelegt werden. Und sie banden sich mit Stricken an den Masten fest, um nicht von den Wellen fortgespült zu werden.

Eine Woche lang jagte der Sturm den alten Treuherz und die Geretteten auf dem Meer hin und her. Das alte Schiff vermochte nur noch mühsam die Last zu tragen. Der alte Treuherz betrachtete bekümmert den Kiel. Das Schiff wurde nur mehr von den versteinerten Muscheln zusammengehalten.

„Wenn wir nur das Land erreichen! Haltet fest Ihr Schnecken, bis der Sturm vorüber ist“ — sprach Treuherz. — „Wie gut ist es doch, daß ich Euch nicht getötet, nicht mit scharfem Messer vom Kiel der alten „Möve“ fortgekratzt habe. O gute Kameraden, du gutes, wellenzerteilendes braunes Schiff, und Ihr, Muscheln und Schnecken haltet noch ein Weilchen, lasset einander nicht im Stich, sonst ist es um uns alle geschehen.“

Die Schnecken und auch das Schiff taten alles, was in ihrer Macht stand, doch begann die alte „Möve“ dennoch langsam zu sinken. Der Schiffboden war bereits voller Wasser. Alle Pumpen arbeiteten, die Matrosen schufteten mit ihrer letzten Kraft, — ihr heißer Schweiß, ihre keuchenden Lungen füllten das untergehende Schiff mit Hitze.

Am siebenten Tage legte sich der Sturm. In der Ferne wurden die Felsen von Beltristrup sichtbar. Doch waren die Minuten der alten „Möve“ schon gezählt. Das Schiff war nun bereits voll mit Wasser, das Heck stand nur noch einige Handbreit aus den Wellen.

hervor, und das Wasser ringsum war von dem Balsam grün, grün, zornig grün. Der Saft der Blätter hatte das durchsichtige Glasmeer grün gefärbt.

Sie befanden sich bereits in der Nähe des Hafens von Linksland, da auch das letzte Schiff des Argonides, die alte „Möve“, würdevoll im Meer versank.

Argonides erreichte mit seinen Gefährten schwimmend das Ufer. Er war sehr traurig, es tat ihm leid um die neunundsiebzig Schiffe und um deren kostbare Ladung: den lebenspendenden grünen Balsam.

„Ich habe nicht nur meine Schiffe verloren. Verliere auch meine Tochter.“

„In den fernen Ländern aber werden Hunderttausende blaß, weil wir das Grün ihrer Bäume fortgenommen haben, und all dies war vergeblich . . .“ seufzte Quarz, der Oberchemiker.

„Wahrlich, wahrlich“, stimmte Dr. Stip mit ernster Würde bei und legte seinen schwarzen Gelehrtenrock auf einen Felsen zum Trocknen.

„O Herr,“ — begann nun Treuherz zu sprechen — „ich habe gegen deinen Befehl gehandelt, habe ein kleines Bäumlein mitgebracht. Trage es in mein Hemd eingenäht. Der genesungbringende gute Balsam ging verloren, geben wir das kleine Bäumlein der schönen Silento, vielleicht bereitet es ihr Freude. Wohl ist dies weniger als nichts, ich weiß es gut, doch was können wir anders tun, armer Argonides?“

„Wahrlich, ich bin arm,“ — erwiderte Argonides.

Treuherz nahm aus dem blauen Hemd das kleine Bäumlein, das nicht höher war als eine Spanne, pflanzte es in einen Topf, glättete die gekrümmten Zweige und trug die kleine Fichte zu der schönen blassen Silento. Argonides folgte ihnen traurig und sprach kein Wort.

Und siehe da: als das kleine kranke Mädchen das Bäumlein erblickte, wurde sein Gesicht rot vor Freude und lachte. Und nimmer floh von seinem Gesicht die Röte, nimmer das Lachen von seinen Lippen. Und das kleine Mädchen wurde gesund.

„Schau, schau“ — sprach Dr. Stip — „das Mädchen ist von einem kleinen Baum gesund geworden. Scheinbar habe ich ja doch recht gehabt: das kranke Kind bedurfte des Grüns der Bäume.“

Stip war glücklich, und auch der Oberchemiker war glücklich. Argonides konnte sich vor Freude kaum beherrschen. Er war sehr arm geworden, aber seine Tochter war genesen.

Alle freuten sich, alle waren glücklich. Und auch die Matrosen freuten sich, denn sie waren dem Wellentod entronnen.

Inmitten und beim Anblick so vieler Freude freute sich natürlich auch der alte Treuherz. Bloß eine einzige Traurigkeit schmerzte ihn sehr, der Kummer darüber, daß sein alter Gefährte, die alte braune „Möve“, in den Wellen des Meeres untergegangen war.

Es war gar schade um die wackere „Möve“, und auch um den stolzen „Wellenbezwinger“ mit den sieben Masten war es schade, und schade war es auch um all die anderen schönen Schiffe.

In diesem weit zurückliegenden Jahr schrieb ein Schriftgelehrter in die Chronik der Insel Belitristup:

„In fernen Ländern wurden hunderttausende Kinder blaß, weil der reiche Argonides die Bäume jener Länder aufkaufte; neunundsiebzig schöne Schiffe gingen unter, das durchsichtige Glasmeer färbte sich grün, und die blasse Tochter des Argonides wurde von einer einzigen kleinen Fichte gesund. Dies ereignete sich in diesem Jahr in siebenmal sieben Tagen. Sonst geschah nichts. Doch ist auch das genug.“

Das Wunderzicklein

Fünf Kinder, Peterchen, Hans, Lotte, Xaver und Karlchen, gingen an einem schönen, sonnenreichen Frühlingstag in den Wald, in Jedermanns Wald, um Pilze zu suchen. Des Jedermanns Wald war ein großer Wald, wo man Pfifferlinge, Steinpilze und Erdbeeren in Hülle und Fülle finden konnte. Die Kinder waren bereits zeitig am Morgen aufgebrochen, um am Abend zum Nachtessen reichlich schöne Pilze heimzubringen, denn ihre Eltern waren sehr arme Leute. Peterchen und Hans kannten ihn gut, den Wald. Die beiden waren schon größere Knaben und wußten, wo man auf eine reichliche Ernte Aussicht hatte. So führten sie denn Lotte und Xaver hin, suchten alle vier fleißig nach Pilzen und legten alles, was sie fanden, in einen großen gemeinsamen Korb. Karlchen war noch klein und spielte in der Nähe der anderen.

So ging's mit großem Eifer bis Mittag. Da wurden sie hungrig, verzehrten das mitgebrachte wenige Brot, aßen Erdbeeren dazu und tranken gutes Quellwasser. Nachher gingen sie abermals ans Pilzesuchen. Karlchen, der ganz kleine Knabe, war von dem vielen Herumlaufen müde geworden und schlief nun an der Quelle im Schatten einer großen Weißbuche. Plötzlich weckte ihn ein Geräusch. Er schaute auf und erblickte zwischen den nahen Sträuchern ein kleines schneeweißes Zicklein. Das Zicklein war mit den Beinen zwischen den Dornen hängen geblieben, und all sein Mühen, sich aus dem verstrickten Geäst und Gestrüpp zu befreien, war vergeblich. Karlchen ging näher hinzu und fragte:

„Kleines Zicklein, wie kommst denn Du hierher?“

Das Zicklein schaute Karlchen an und erwiderte:

„Ich kam in diesen Wald so schön
Aus weiter, fremder Ferne,

Wo Wolken fliegen, Berge stehn,
Kam in den Wald gar gerne,
In Jedermanns schönen Wald.

Unter den Bäumen lieb und traut,
Da wächst das gute Wunderkraut,
Von diesem will ich schmausen,
Werd süße, weiße Milch dann haben,
Daran sich froh die Englein laben,
Die zwischen Bergen und Wolken hausen.

Das Wunderkraut, das wuchs am Bach,
Doch auch ein starker Dorn, der stach
Mich in den Fuß, mich armen Tropf,
Und Aeste schlugen auf meinen Kopf,
Und Zweige und Wurzeln ohne Erbarmen
Hielten mich fest mit langen Armen.“

„Warte nur, Zicklein“ — antwortete Karlchen — „ich bin allein zu schwach, doch will ich sofort Peterchen, Hans, Lotte und meinen Bruder Xaver rufen, die werden dich befreien.“

Gesagt, getan. Karlchen lief auch schon über Stock und Stein in den Wald hinein, rief seine Gefährten. Lotte vernahm auch gar bald seine Stimme.

„Hierher, Karlchen, hierher“ — rief sie hinter einem Strauch hervor. — „Sahst du vielleicht einen schwarzen Stier im Traum, daß du so rasch aufgewacht bist?“

„Nicht einen schwarzen Stier sah ich im Traum,
Ein Zicklein weiß stand unter einem Baum,
Ein spitzer Dorn stach wund des Zickleins Fuß,
So daß es schmerzgequält nun hinken muß.
In dem Geäst sein Seidenhaar sich verding,
Kommt schnell, laßt helfen uns dem armen Ding!“

„Dann los!“ — rief Peterchen. „Wir wollen uns das weiße Zicklein anschauen.“

Karlchen führte sie hin, Und wirklich, sie fanden zwischen den Sträuchern die kleine weiße Ziege. Peter und Hans bogen das Gestrüpp auseinander, Xaver und Karlchen führten das Zicklein an die Quelle, wo ihm Lotte den schmerzenden Fuß wusch und verband.

„Habt Dank für Euere Hilfe“ — sprach die Ziege. „Solange mein Bein nicht geheilt ist, kann ich nicht zurückgehen zwischen die fernen Berge. Ich bleibe eine Zeitlang bei Euch, und wenn Ihr hungrig seid, könnt Ihr von meiner Milch trinken.“

Mit großer Freude geleiteten die Kinder das Zicklein heimwärts.

Auf der zum Dorf führenden Straße begegneten sie den Gutsherrn.

„Was ist das, Ihr Habenichtse? Woher habt Ihr diese Ziege?“

„Wir fanden sie im Wald“ — antwortete Lotte. „Sie kam aus fernen Bergen, um vom Wunderkraut zu schmausen, stach sich aber einen Dorn in den Fuß, die Aeste des Strauches schlugen über ihrem Kopf zusammen, und wir befreiten sie.“

„Was denn nicht gar“ — antwortete der Gutsherr. — „Ihr schwätzt da allerhand dummes Zeug zusammen. Sicherlich hat sich eine von meinen Ziegen in Jedermanns Wald verirrt, und Ihr habt diese gefangen.“

„Das ist aber nicht eine Ziege wie die anderen; sie kann sprechen“ — sagte Peterchen.

Und das Zicklein hub an:

„Ein Dorn zerstach den Fuß mir,
Bis zur Genesung bleib ich hier,
Nein, Herr, ich gehör nicht dir,
Gehöre niemand im Revier.“

„Dummes Geschwätz“ — sprach der Gutsherr, warf der Ziege einen Strick um den Hals und versetzte ihr mit dem Stock einen unbarmherzigen Hieb, sagend: „Diese Ziege gehört mir.“

Die Ziege konnte nun nicht mehr sprechen.

„Mee meee“ so meckerte sie.

Die Kinder kehrten heim und erzählten klagend ihren Eltern, was im Wald geschehen war, wie sie auf die sprechende kleine weiße Ziege gestoßen waren und wie ihnen der Gutsherr das Zicklein fortgenommen hatte.

„Grämt Euch nicht, meine lieben Kinder, auch Ihr werdet einmal ein Zicklein haben“ — sprach die Mutter.

„Der Gutsherr hat ohnehin genug Ziegen“ — sagte Peterchen weinend.

„Seid jetzt still! Und schlaft!“

Am nächsten Morgen gingen die Kinder abermals in den Wald. Neben dem Wald weidete die Ziegenherde des Gutsherrn. Gegen Mittag, da sie sich zu ihrem kargen Mahl setzten, hörten sie plötzlich das Gebüsch rascheln.

„Wahrlich ein Reh“ — sprach Hans.

Doch nein. Das kleine weiße Zicklein kam auf sie zugehinkt, um den Fuß noch immer den Verband, den Lotte gemacht hatte. Zur Zeit der Mittagsrast war die Ziege aus der Herde entflohen, kam zu den Kindern.

„Trinkt Milch“ — sprach sie zu ihnen, und gab ihre ganze Milch den Kindern. Dann hinkte sie eilends zu der Herde zurück.

Am Abend erzählten die Kinder den Eltern, daß das Zicklein zu ihnen gekommen war und ihnen Milch gegeben hatte.

„Nun seht Ihr! Gelt, auch Ihr habt Milch bekommen? Man braucht nicht gleich zu verzweifeln“ — sprach ihre Mutter.

Die kleine Ziege aber wanderte am Abend mit der Herde heim. Sie wurde gemolken, und gab mehr Milch als jede andere gewöhnliche Ziege.

„Da hab ich mir wirklich eine gute kleine Ziege verschafft. Es wäre schade gewesen, sie den Kindern zu lassen“ — sprach der Gutsherr bei sich.

Und die kleine Ziege kam zur Zeit der Mittagsrast stets zu den Kindern, gab aber bei jedem Melken auch dem Gutsherrn reichlich Milch. So ging es den ganzen lieben Sommer lang.

Eines Tages sprach dann die Ziege zu den Kindern:

„Geheilt sind meines Fußes Wunden,
Des Dornes Narben sind verschwunden,
Wieder könnt wandern ich von hier fort
Nach jenem Berg- und Wolkenort,
Wo Englein im schönen Blumengarten
Auf meine süße Milch schon warten.
Doch will lieber bei Euch ich leben,
Meine Milch Euch zum Tranke geben,
Will Milch schenken auch dem reichen Mann,
Damit er dem Knecht sie geben kann.

Denn ist er auch ein geizger Wicht,
Den Hungernden raubt die Milch er nicht.
Die süße Milch ist dazu bestimmt,
Daß jeder Hungrige sein Teil sich nimmt.“

Und die kleine Ziege blieb auch weiterhin beim Gutsherrn. Dort wurde sie gemolken, und die Milch wurde entweder den Dienstboten gegeben, oder für Geld verkauft, doch tranken immer hungrige Leute die Milch der kleinen Ziege, denn den Satten gefiel ihr Geruch nicht. Und seither hat die Ziegenmilch einen schwachen Geruch behalten, damit sie nur hungrigen Leuten genehm sei.

Eines Abends sprach der Ziegenhirt also zum Gutsherrn:

„Ich melde ergebenst: Das kleine Zicklein, das der Herr gebracht hat, schleicht jeden Mittag, zur Zeit der Mittagsrast, in den tiefen Wald, ins Dickicht von Jedermanns Wald, und ich weiß nicht, weshalb.“

Bisher kam die Ziege stets zurück, benahm sich auch anständig, doch weiß ich nicht, was sie dort treibt, und wenn sie einmal aus dem tiefen Wald nicht zurückkehrt, kann daraus ein großer Schaden erwachsen.“

So lautete die Meldung des Ziegenhirten.

„Wohin mag die Ziege wohl gehen?“ — dachte der Gutsherr nach. — „Was sucht sie im Wald? Hat sie vielleicht Gefährten dort? Es wäre angezeigt, der Sache nachzugehen. Vielleicht könnte ich von dort noch zwei oder drei ähnliche Ziegen heimbringen.“

Und am andern Tag folgte auch der Gutsherr der Herde auf die Weide. Und da sich zur Mittagszeit die kleine Ziege auf ihren täglichen Weg machte, schlich ihr der Gutsherr verstohlen nach.

Sie wanderten eine geraume Zeit, der Gutsherr mußte sich etliche Mal den Schweiß trocken, bis sie die Quelle erreichten, wo die Kinder in der Nähe des Wunderkrautes saßen.

Karlchen umarmte die Ziege, Lotte streichelte sie, und auch die übrigen liebten das gütige Tier.

„Nun gilt es, ruhig warten. Vielleicht geht die Ziege zusammen mit diesen Kindern zu der weißen Herde.“

Doch rührten sich die Kinder nicht vom Fleck, die Ziege trollte zu dem Wunderstrauch hin, aß etliches von dem Wunderkraut, ihre Euter füllten sich prall, und sie gab die Milch den Kindern.

Da der Gutsherr dies erblickte, kam ihn mächtige Wut an.
 „Diesen Habenichtsen also gibst du die gute kostbare Milch?
 Na, warte nur, du bekommst schon dein Teil!“

Er warf ihr einen Strick um den Hals und begann sie hinter sich herzuziehen, die Kinder aber jagte er fort.

Unterwegs sprach also die Ziege:

„Die Milch so köstlich, würzig, rein
 Ist für die kleinen Kinderlein,
 Laß trinken sie, ich will ja bloß,
 Daß stark sie werden, schön und groß.“

Du darfst mich nicht fesseln,
 Du darfst mich nicht binden,
 Ich muß ja zurück in den Wald,
 Um dort das Wunderkraut zu finden,
 Doch kehre ich wieder gar bald.

Zwar soll die Milch die Hungernden speisen,
 Doch sollst auch du dein Scherlein haben,
 Zwar lieb am meisten ich die Armen, die Waisen,
 Doch will auch dich ich gerne laben.

Sei nicht böse und dumm und voll Neid,
 Laß zurück mich in den Wald,
 Sonst trifft dich Strafe und bittres Leid,
 Und du fühlst den Schaden gar bald.“

Dies reizte den Gutsherrn dermaßen, daß er die kleine Ziege sogar heftig prügelte. Das Zicklein begann zu bluten, und wohin das Blut fiel, dort sprossen zwischen dem Gras lauter rote Erdbeeren auf.

Der Gutsherr schleppte die arme kleine Ziege heim und band sie im Stall fest. Am ersten Tag nahmen sie ihr dreimal so viel Milch ab, als sonst. Der Gutsherr glaubte, dies sei auf die Prügel zurückzuführen, und er prügelte das arme Tier abermals.

Am folgenden Tag wurde die kleine Ziege nicht mit den anderen auf die Weide gelassen, und die Kinder warteten zur Mittagszeit vergeblich auf sie. Traurig und hungrig saßen sie an der Quelle und verzehrten ihr trockenes Brot. Plötzlich erblickte Karlichen die Erdbeere.

„Schaut, die schönen Beeren! Sicherlich sind die ein Geschenk der kleinen Ziege.“

Die Kinder sättigten sich an den duftenden frischen Beeren, Aber sie waren trotzdem traurig, hatten Mitleid mit ihrer guten Freundin, der kleinen weißen Ziege. Und sie wußten ja nicht einmal, daß die schönen duftenden Beeren aus dem Blute der armen kleinen Ziege gewachsen waren. Diese hockte nun in dem dunklen Stall und rührte das ihr vorgesetzte Heu nicht einmal an.

„Vielleicht wird“ – so dachte sie – „dieser neidische Mann doch zu Verstand kommen und mich zu meinen kleinen Freunden lassen, an die Quelle, wo das Wunderkraut wächst.“

Der neidische Mann jedoch hielt die kleine Ziege in dem dunklen Stall gefangen. Die kleine Ziege aß das Heu nicht. Ihre Milch versiegte. Man brachte ihr von der Wiese Gras, doch hätte die kleine Ziege Wunderkraut haben müssen, und sei es nur ein Bissen, aber der neidische Mann wußte dies nicht. Er prügelte wieder die Ziege, doch fruchtete auch dies nicht: sie gab keine Milch.

Und sie wurde immer magerer.

„Die weiße Ziege wird sterben“ – sprach der Hirt. – „Sie kann ja kaum mehr auf den Beinen stehen.“

„Ich scher mich nicht darum, laß sie trotzdem nicht auf die Weide, vor allem aber laß ich sie nicht in den Wald zu den Kindern.“

Die kleine Ziege aber schwieg.

„Der neidische Mann scheint nicht zu Verstand zu kommen“, dachte sie.

Nachts drehte sie sich dann dreimal um sich selbst, machte einen großen Satz und war auch schon aus dem Stall. Mit einem zweiten war sie im Wald, mit einem dritten in den Wolken.

Am nächsten Morgen fand man bloß den leeren Platz der kleinen weißen Ziege.

Man suchte sie überall. Der Gutsherr durchstöberte den ganzen Wald, kam auf seinem Weg auch zu dem Wunderstrauch, doch fand er dort bloß die Kinder, die gerade Erdbeeren pflückten.

Erst jetzt ging dem närrischen Neidhammel ein Licht auf. Und traurig wanderte er in sein Haus zurück.

„Ich wollte mehr, immer mehr und mehr,
Wie war ich doch so dumm und schlecht.
Jetzt trifft mich die Strafe bitter und schwer,
Doch geschieht mir wahrlich recht.
Nun suche und ruf ich an jedem Ort,
Doch ist es zu spät, das Zicklein ist fort.“

Die fernen Berge antworteten lachend:

„Das Zicklein ist fort.“

Siegfrieds Bäume

Im ganzen Dorf gab es keinen stärkeren Burschen als Siegfried. Er zählte noch nicht ganz zwanzig Jahre und war bereits ein berühmter starker Bursche. Galt es einen großen Stein zu heben oder einen mächtigen Baumstamm auf den Wagen zu laden, so brauchte man nur an den Waldessaum zu eilen, wo er mit seiner alten Mutter in einer kleinen Hütte wohnte, und Siegfried kam auch schon freudig zu Hilfe. Bei der Ernte, beim Mähen der Wiesen war er der erste. Bloß beim Raufen war er es nicht. Es hatte ihn nie jemand raufen gesehen. Deshalb wurde er manchmal, wenn die Dorfleute auf den weiten Feldern der Herrschaft arbeiteten, gar arg verhöhnt. Einmal ereignete es sich, daß auf der lehmigen Landstraße ein mit Mehlsäcken beladener Karren stecken blieb. Der Kutscher schlug auf die Pferde ein: aber vergeblich. Siegfried lief geschwind zu dem Karren.

„Schlag doch nicht die Pferde, lieber Bruder . . .“ – sprach er.

Doch hatte er diese Worte gar nicht recht aussprechen können, und der Kutscher hieb bereits mit seiner Peitsche auch auf ihn ein. Und siehe da, Siegfried stürzte sich nicht auf den Kutscher, sondern stemmte eilends, ohne ein Wort, seine breiten Schultern gegen den Karren, hob diesen im Nu aus dem Lehm, und die Pferde zogen munter wieder an.

„Bruder, ich habe dir ein Leid angetan, verzeihe mir“ – bat der Kutscher.

„Lieber Freund, du warst etwas zornig. Doch ist ja nichts Böses geschehen, und dies ist die Hauptsache.“

„Ich werde dich niemals vergessen“ – erklärte der Kutscher und fuhr langsam die Straße dahin. Siegfried aber ging an seine Arbeit zurück.

Die Uebrigen sahen, wie Siegfried mit der Peitsche geprügelt wurde; doch schlug Siegfried den fremden Kutscher nicht zurück, ja, er half ihm sogar – und dieses wollte ihnen nicht in den Kopf gehen.

„In deinen Adern, Siegfried, fließt nicht Blut, sondern Wasser“ – sagten sie.

„Du bist feig, Siegfried, bist stark, aber ein Hasenfuß.“

„Bist ein Feigling, ein Feigling.“

„Hätte ich ihn vielleicht verprügeln sollen? Er war zornig und vergaß sich. Hätte auch ich zornig werden sollen? Hätte auch ich mich vergessen sollen? Nein, dies wäre nicht gut gewesen“ – erklärte Siegfried.

„So spricht nur ein Feigling“ – sprachen einige.

„Gut, dann bin ich eben ein Feigling“ – entgegnete Siegfried leise und sagte kein Wort mehr. Er betrachtete die Grashalme, die unter seiner scharfen Sense traurig, abgemäht, wie Tote aufeinander fielen. „Arme, arme Grashalme“ – dachte er. „Weshalb muß ich sie töten, mit meiner scharfen Sense abmähen? . . .“

* * *

Doch konnte Siegfried nicht lange als Feigling verhöhnt werden. Eines Tages arbeiteten sie in der Mühle, trugen Säcke. Plötzlich lenkte ein Schrei die Aufmerksamkeit der Arbeitenden auf sich. Sie liefen hinaus, sahen, daß ein kleiner Knabe in den Mühlbach gestürzt war. Und der kleine Knabe vermochte gegen die Strömung nicht anzukommen.

„Das arme Kind ertrinkt!“ – kreischte eine Frau.

Doch niemand wagte ihm zu Hilfe zu kommen. Der kleine Knabe war bereits ganz nahe am Mühlrad und kämpfte dort mit den Fluten. Die Leute sahen einander entsetzt an, aber niemand besaß den Mut, sich zu rühren. Da kam Siegfried hinzu. Er warf den Rock ab und sprang ins Wasser. Schon schien es, als wäre es zu spät, denn sie waren bereits beide unter dem Mühlrad.

„Eine Gefahr wird zweien den Tod bringen“ – sagte der eine.

„Da hast du's, armer Siegfried“ – meinte der andere.

Doch es kam nicht so. Siegfried erfaßte den ertrinkenden Knaben und schwamm mit ihm ans Ufer

Von dieser Zeit ab wurde Siegfried von niemand mehr ein Feigling geheißten.

Doch sprach man bald wieder in allen Häusern und Hütten von Siegfried.

„Hörtet Ihr es schon, der Siegfried will nicht mehr mähen?“

„Ist das wahr?“

„Ja, es ist wahr“ – erklärten mehrere.

„Weshalb?“

„Sicherlich ist er faul.“

„Nein, faul ist er nicht. Rufst du ihn zu später Nachtstunde, er möge dir helfen, so kommt er sofort.“

„Vielleicht hat er viel Geld.“

„O nein, Siegfried ist ein armer Tropf, ein armer Tagelöhner.“

„Er sagt, es tue ihm leid, das Gras abzumähen.“

„Er ist verrückt geworden.“

„Das ist schon möglich. Denn er sagt, auch das Gras sei ein lebendiges Geschöpf, und er halte es für Mord, einen frischen Grashalm abzuschneiden. Er sagt, er sehe, wie sich die Grashalme ängstlich vor der Sense beugen und ganz traurig werden, ehe er sie abschneidet.“

„Er ist ein Narr, ein wahrhaftiger Narr“ – sprachen die Leute.

„Wenn ihn die Gräser so dauern, weshalb tut es ihm nicht leid, die Tiere aufzuessen?“

„Die ißt er schon. Dazu hat der Narr Verstand genug“ – sprach spöttisch die eine Frau.

„O nein, seit einiger Zeit ist er weder Fleisch, noch Gemüse. Nährt sich bloß von Obst und Milch. Diese, pflegt er zu sagen, geben uns die Bäume und die Ziegen freiwillig.“

„Er ist ein drolliger Kauz, das steht fest.“

„Gott sei ihm gnädig“ – bemerkte ein alter Mann.

So lebte Siegfried mit seiner alten Mutter in der kleinen Hütte am Waldessaum. Er mähte nicht, fällte keine Bäume, sammelte nur trockenes Reisig, trug dies in die Stadt, um seiner alten Mutter Milch und Arznei kaufen zu können, sowie alles andere,

was die alte Frau brauchte. Doch rührte er die Sense nicht an, jätete auf dem kleinen Hof das Unkraut nicht aus, ja, er gab sogar darauf acht, daß kein einziges Geschöpf auch nur eine einzige Pflanze zertrete. Auf diese Art verdiente er freilich weniger als zu jener Zeit, da er noch mähen ging, und der Winter drohte über ihn und seine alte Mutter große Not zu bringen.

Der Winter aber nahte. Am Morgen, wenn sich Siegfried von seinem Lager erhob, waren die Wiesen weiß vor Reif, und Siegfrieds Hände froren gewaltig beim Reisigsuchen. Früchte und Beeren wurden im Walde immer seltener. Und eines Morgens war die Erde hart gefroren. Da Siegfried auf eine Lichtung hinaustrat, was glaubt Ihr wohl, das er da sah? Drei kleinwinzige Bäumlein froren in der Winterkälte. Da erfaßte Siegfried großes Mitleid mit den drei schönen winzigen Bäumlein.

„Was soll ich tun, was soll ich tun“ – dachte er. – „Den ganzen Sommer habe ich keinen einzigen Grashalm getötet, nun aber ermordet der grimme Frost diese schönen kleinen Bäumchen.“ Er setzte sich zu ihnen und betrachtete sie. Plötzlich vernahm er, wie die kleinen Blätter zu säuseln begannen:

„Wir erfrieren“ – raunte das eine Bäumlein.

„Wir sterben“ – raunte das zweite.

„Wir sind verloren“ – raunte das dritte.

Siegfried wurde es weh ums Herz. Die Tränen begannen ihm zu fließen. Und sie tropften nieder zu den kleinen Bäumen. Und eine Träne fiel gerade auf die Wurzel des einen Baumes.

Und siehe da, die warme Träne erweichte die hartgefrorene Erde. Die kleinen Bäume wurden im Nu gesund.

„Wir danken dir.“ „Wir danken dir.“ „Wir danken dir“ – raunten sie.

Darüber staunte Siegfried gar sehr und wurde so froh, daß er sofort zu weinen aufhörte. Doch war dies kein Unglück, denn er wußte sich zu helfen. Er legte sich auf den Bauch und taute mit seinem warmen Atem die harte Erde auf. Die Bäumchen erholten sich zusehends. Und da von dem warmen Atem die Erde ringsum weich geworden war, begannen sie plötzlich zu wachsen. Siegfried aber kargte mit dem Atem nicht. Wohl fror er anfangs,

da er so auf der kalten Erde lag, doch wurde ihm vor Anstrengung gewaltig heiß. Der Abend grüßte bereits den Wald, da Siegfried in seiner Arbeit inne hielt und sich erhob. Und siehe da, vom Morgen bis zum Abend waren die kleinen frierenden Bäumlein zu menschengroßen Bäumen geworden und waren mit Blüten so überschüttet, wie in der schönsten Frühlingszeit.

„Für heute ist es genug“ – sprach Siegfried und ging heim.

Der Morgen begann kaum zu grauen, als Siegfried auch schon ein Reisigfeuer entfachte und einen großen Kessel Wasser über das Feuer hing. Und da der erste Hahn krächte, hängte er den Kessel an einen Stab, schwang ihn auf die Schulter und zog aus, um die Bäumchen zu besuchen. Eile war geboten, denn die Nacht war wieder grimmig kalt gewesen. Rasch goß er das heiße Wasser auf die Erde, damit die erfrorenen Schollen auftauten, dann erwärmte er mit seinem Hauch die Blüten der Bäume, damit sie in der Kälte nicht erfrieren. Und die drei Bäume wuchsen und belaubten sich. Kleine Biennen kamen, krochen von einer Blüte zur anderen, das Laub wurde immer dichter, und bis zum Abend waren die Bäume bereits zweimal so groß wie ein Mann. Als Siegfried in der Dunkelheit heimkehrte, traf er seine alte Mutter noch wachend an.

„Wo treibst du dich herum, mein Sohn, wo treibst du dich herum, mein lieber Sohn Siegfried?“ – fragte die Mutter. – „Spät abends kommst du heim, und zeitig am Morgen gehst du fort. Wo wanderst du herum, mein Sohn, in dieser grimmen Kälte?“

„Ach, liebe Mutter mein, ich weiß von einem Kirschbaum, an dem die Kirschen schon reifen, weiß von einem Nußbaum, an dem die Nüsse schon grünen, weiß von einem Apfelbaum, an dem die Äpfel schon saftig werden.“

Und er erzählte seiner Mutter lang und breit die Geschichte von den drei Bäumen.

„Du hast recht getan, mein lieber Sohn, hast sehr recht getan. Gib nur acht, daß du dich bei diesem Frost nicht erkältest.“

„Hat meine liebe Mutter noch Milch und Butter genug?“

„Ja, mein Sohn, ich habe alles. Gestern rollte uns ein großbärtiger, alter Kutscher einen Käse herein, der war so groß, wie

ein Mühlrad. Hast du ihn geschickt? Wer war dieser wildblickende Kutscher?“

„Ich weiß es wahrlich nicht“ – sprach Siegfried, denn er hatte längst den Kutscher vergessen, der ihn einmal mit der Peitsche geschlagen hatte. – „Ich habe von nirgends Käse erwartet, hatte von nirgends Käse zu erwarten. Aber laßt Euch ihn munden, liebe Mutter.“

Als Siegfried am nächsten Morgen mit dem Kessel heißen Wassers zu den Bäumen kam, waren die Kirschen bereits rot, die Apfel lachten bereits, und die grünen Schalen der Nüsse begannen bereits anzubrechen. Zur Mittagszeit war das Obst schon reif und in den Abendstunden fiel es auch schon von den Bäumen.

„Trag unsere Früchte heim“ – raunten die Bäume.

„Danke, danke. Ich verdiene Euere Güte nicht“ – sprach Siegfried.

„Trag sie heim, trag sie heim, und komm morgen wieder“ – raunten die Bäume.

„Morgen kann ich nicht zu Euch kommen, Ihr braucht mich ja nicht mehr, seid nicht mehr vom Frost bedroht. Nun muß ich wieder Reisig sammeln.“

„Komm trotzdem morgen“ – sprachen die Bäume.

Und Siegfried besuchte die Bäume auch am nächsten Tag, aber nur deshalb, weil sein Weg beim Reisigsammeln gerade vorbei führte. Und die Bäume waren auch heute voll Obst.

So ging dies den ganzen Winter. Siegfried konnte jeden Abend so viel Obst heimtragen, daß sie auch den anderen davon geben konnten und selbst satt wurden. Die Kerne aber trug Siegfried schön zurück und pflanzte sie auf der schönen großen Lichtung in die Erde. Auf der ganzen Lichtung wuchsen lauter Immer-Obsttragende-Bäume und verschenkten so viel Früchte, daß diese für die Kinder des ganzen Dorfes genügten, ja es kamen sogar aus der Stadt Kinder, und Siegfried schenkte allen von den Früchten.

* * *

Der gute Siegfried lebte noch viele, viele Jahre, hegte und pflegte die Immer-Obst-tragenden-Bäume und pflückte für die

Kinder von den hohen Zweigen die Kirschen, Aepfel und Nüsse. So lebte er glücklich, und sein Bart war weiß wie Winterreif, und da er hundert und ein Jahr zählte, starb er. Und man begrub ihn unter den Immer-Obst-tragenden-Bäumen.

Dies erreignete sich vor sehr, sehr langer Zeit. Die Immer-Obst-tragenden-Bäume gaben noch ein Jahr lang den Kindern und den Hungrigen ihre Früchte, dann verdorrten sie. Niemand kannte den Grund. Vielleicht geschah es, weil jemand sie mit einem Messer verwundet hatte, vielleicht, weil jemand das Obst stahl und es nicht den Armen gab, oder vielleicht, weil sie nicht mit genügender Liebe gepflegt wurden. Kurz und gut, alle Immer-Obst-tragenden-Bäume verdorrten.

* * *

Der mir dieses Märchen erzählte, sagte mir auch, wenn ein Mensch wieder mit soviel Liebe die Pflanzen hegen wird, wie es der gute Siegfried getan, so werden abermals Bäume wachsen, die immer Obst tragen.

Der Richter der glücklichen Stadt

Es war einmal, oder wird einmal sein: eine schöne und reine Stadt. In dieser Stadt gab es keine Armen und Reichen mehr, keine Mächtigen und Unterdrückten, gab es keine müßigen reichen Herren und keine schwer schuftenden armen Arbeiter. Anfangs war alles schwer gegangen, war aber später leichter geworden, denn alle sahen ein, es sei richtig, daß jeder, der essen will, nach Kräften für die Gemeinschaft arbeiten müsse. Nun verrichtete bereits jeder seine Arbeit, die Felder brachten reichliche Ernte, die Fabriken arbeiteten schön, und jeden Mittag schwebte über der Stadt der Duft frischen Brotes. Die Arbeiter wurden mit den Wissenschaften bekannt und verstanden sich auf die Beschaffenheit der Maschinen, aber auch die Gelehrten schätzten die Arbeit der Räder. Arbeitsame Gelehrte wie Sternekund und wackere Männer wie Reinekund galten den Menschen als Beispiel.

Die Menschen waren klug. Sie verstanden sich sogar auf die Geheimnisse des Wetters und sorgten beizeiten dafür, daß weder große Dürre, noch allzu viel Regen die Saaten zugrunde richten. Und jedermanns Leben war derart gesichert, daß keiner mehr Sorgen kannte. Während bei uns die armen Menschen sich in Sorgen verzehren, woher das bißchen zum Leben Notwendige nehmen, und sich für die Reichen und Diebe abrackern müssen, gab es dort wirklich keine Diebe, denn wem sollte es zu stehlen einfallen, da jeder das hatte, was er brauchte.

Und so hatte denn auch Klugherz, der Richter der Stadt, mit Dieben und Mördern nichts zu tun. Er konnte sich immer mehr mit der Imkerei befassen, die neben der Richterarbeit ebenfalls seine Beschäftigung war. Doch konnte er trotzdem das Rechtssprechen nicht völlig aufgeben. Denn es fanden sich hier und dort doch Faulpelze, die gerügt werden mußten, und auch Lügner, die

prahlten, so wie viele andere kleine Sünder. Diese vielen sündigen Menschen deuchten Klugherz, obschon er ein wackerer Mann war, recht lästig.

„O“, pflegte Richter Klugherz zu sagen, „wie viel schlechte Menschen gibt es doch. Wir arbeiten, und sie faulenzten. Wahrlich, ich zürne ihnen aus ganzem Herzen, denn sie sind Feinde der Gemeinschaft.“

Der wackere Klugherz trug denn auch dem Ortsrat dieses sein Ansinnen vor, daß man sich entweder der Bösen entledigen, oder die Bösen von ihrer Schlechtigkeit befreien müsse. Denn die Gemeinschaft habe ja noch immer Feinde: die schlechten, falschen Menschen. Es gab im Rat ein großes Kopfzerbrechen, was man mit diesen Leuten anfangen sollte.

„Man muß sie aus der Gemeinschaft ausstoßen, und dann werden sie zugrunde gehen“ — sprach der Ratsbruder.

„Das geht so nicht“ — entgegnete der gesetzgelehrte Klugherz. „Wenn der Lügner seine Arbeit verrichtet, kann man ihn nicht Hungers sterben lassen. Wir müßten etwas anderes tun, doch weiß ich nicht was.“

„Wir müssen uns von dem Schlechten befreien“ — erklärte der eine.

„Aber wie?“ — fragte ein anderer.

Daraufhin erhob sich der Vorsitzende des Rates und sprach also: „Wir erkennen die Frage, können sie aber nicht lösen. Im Interesse der Gemeinschaft betrauen wir den Imker Klugkerz, den Richter der Stadt: er möge sich auf eine lange Reise begeben und diese Frage in anderen Städten studieren.“

Und so geschah es auch. Klugherz setzte sich in sein Flugzeug und hip hop, befand er sich auch gar bald auf dem nördlichen Teil der Welt, in der Stube eines berühmten Gelehrten, der überall als weiser Mann galt. Er trug ihm seine Klage vor und fragte dann:

„O, antworte mir, wie sollen wir uns von der Lüge, der Faulheit und ähnlichem Bösen befreien?“

„Woher soll ich wissen, wie Ihr Euch von der Lüge befreien könntet? Seit zehn Jahren zerbreche ich mir den Kopf darüber, ob die Festländer Inseln im Meer sind, oder ob die Meere Seen

sind? Seit zehn Jahren zerbreche ich mir darüber den Kopf, vermag aber keine bestimmte, aufrichtige Antwort zu geben. Wende dich, wackerer Klugherz, an einen klügeren Menschen, als ich bin.“

Klugherz wurde teils ernst, teils aber lächelte er, dann stieg er mit seinem Flugzeug zu den Wolken empor, und hip hop, war er auch schon bei einem anderen gelehrten Mann. Auch dort fragte er: „Wie sollen wir uns von der Lüge, der Faulheit und ähnlichem Bösen befreien?“

Der Gelehrte dachte eine kleine Weile nach. — „Weshalb tun die Menschen Böses?“ — fragte er dann und richtete seine stechenden Augen auf Klugherz.

„Weil sie böse sind und somit Feinde der Gemeinschaft“ — antwortete Klugherz ohne Zögern.

„So ist es. Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen. Und so erfahre denn auch, was zu tun ist. Man muß alle zu guten Menschen machen, zu Freunden der Gemeinschaft.“

Klugherz wurde ganz traurig. — „Ich täte dies ja gerne, aber wie soll ich es bei diesen Verworfenen anfangen? Durch ihre Schlechtigkeit schaden sie sich ja auch selbst, und sie sind dennoch schlecht. Wie soll ich sie zu guten Menschen machen, darauf antworte mir, wackerer Bruder.“

„Dies ist mehr, als ich zu beantworten vermag“ — sprach der Weise. — „In vor langer Zeit geschriebenen Büchern steht: Schlechte Bäume bringen bloß schlechte Früchte, deshalb gilt es, die schlechten Bäume zu verbrennen.“

„Daran habe auch ich schon gedacht“ — sprach Klugherz. „Man muß das Haßenswerte, Schlechte ausrotten. Dies wurde auch im Rat schon erörtert.“

„Es ist jedoch nicht gewiß, daß diese Bücher die Wahrheit sagen. Es gibt einen alten Spruch: ‚Tu nichts, und alles wird geschehen.‘ Verstehst du dies?“

„Wahrlich nicht“ — erwiderte Klugherz.

„Dies bedeutet, wir vermögen durch Gewalt nichts zu erreichen, und Gewalt taugt auch nichts.“

„Ist dem wirklich so?“ fragte Klugherz.

„Dies ist es ja, mein Freund. Ich verstehe diesen Spruch, doch

denke ich seit zehn Jahre darüber nach, ob er wahr ist, oder nicht. Und ich vermag noch immer keine bestimmte Antwort zu geben. Ich kann dir nur eines sagen. Es gibt einen weisen, alten Mann. Ich selbst kenne ihn nicht, doch heißt es von ihm, er lehre alle, die sich an ihn wenden, trotz seinem Alter gar gute und neue Weisheiten. Er heißt Väterchen Guthertz. Aber hop! Jetzt fällt es mir ein: er ist ja ein Mann aus deiner Stadt. Du kennst ihn sicherlich, warst vielleicht gar schon bei ihm?“

„Guthertz? Väterchen Guthertz?“ — dachte Klugherz nach. — „Der Name ist mir bekannt. Er wohnt tatsächlich in unserer Stadt; ist ein gar friedlicher und trotz seinem Alter fleißiger Mann, dies weiß ich von ihm. Doch erinnere ich mich an seinen Namen nur aus der großen Namensliste, in der sämtliche Bewohner der Stadt verzeichnet sind.“

„Gehe zu ihm. Vielleicht kann er dir in dieser Frage einen Rat geben.“

„Ich soll heim? Und daheim Väterchen Guthertz befragen? Wurde ich doch eben deshalb ausgesandt, um von den Weisen ferner Länder die Lösung der Frage zu bringen.“

„Schämst du dich vielleicht, Klugherz?“ — fragte der Gelehrte. „Schämst dich, den alten Guthertz um Rat zu fragen?“

Klugherz senkte den Kopf.

„Ist das Streben zu Gutem in dir nur so schwach, daß du dich schämst, ohne die Lösung heimzukehren und daheim Väterchen Guthertz zu befragen?“

Der Gelehrte schaute mit seinem stehenden Blick auf Klugherz.

„O nein“ — entgegnete Klugherz. — „Ich will zu Guthertz eilen, und wenn er mir eine Antwort zu geben vermag, will ich ihm mit Ehrfurcht meinen Richterstuhl übergeben und auf allen Plätzen und in allen Gassen der Stadt laut seine Weisheit preisen.“

„Zieh in Frieden, wackerer Klugherz!“ — sprach der Gelehrte.

Und Klugherz wäre auch heimgeeilt ohne zu säumen, doch war sein Flugzeug beschädigt worden. Aber dies war kein großes Unglück, denn es befand sich ja in der Nähe eine andere Stadt, wo er sofort ein neues Flugzeug bekam, das noch besser war, als das alte, und das ihn ohne Unfall heimtrug in seine Stadt.

Er suchte nicht einmal sein Haus, seine sanften Bienen auf, begab sich geradeswegs zu Väterchen Gutherz. Der alte Mann hobelte gerade ein Brett glatt, da Klugherz eintrat.

„Sei gegrüßt, Gutherz“ — sprach Klugherz — „ich komme mit einer Bitte zu dir.“

„Sei gegrüßt, Richter unserer Stadt, den wir alle als einen Beschirmer des Rechts kennen. Was mir gehört, gehört auch dir, was wünschst du von mir, Klugherz?“

Klugherz trug seine Klage vor und fragte: „Wie sollen wir uns von der Lüge, der Faulheit und ähnlichem Bösen befreien?“

Und er erzählte auch, welche Antwort ihm die beiden Gelehrten gegeben hatten.

„O, du mein lieber Sohn“ — sprach der alte Mann. — „Du bist auf deinem ganzen Weg den gerechten Pfad gewandelt, denn du hast den Weg der Gerechtigkeit gesucht. Du brauchst auch nichts anderes zu tun: richte deine Frage an die eigene Seele, und du wirst die wahre Antwort bekommen.“

„Was soll ich meine Seele fragen?“ — fragte Klugherz erstaunt.

„Soll ich deine Seele befragen?“

„Tue es.“

„Was willst du also, mein Sohn?“

„Ich will, es möge nicht mehr Lüge und Faulheit geben, niemand und nichts möge böse sein.“

„Du willst demnach: alle mögen gut sein.“

„So ist es.“

„Und weshalb willst du, daß alle gut seien?“

„Weil dies das rechte ist und ich, der Richter, die Gerechtigkeit suche.“

„Deine Rede ist gut, Klugherz, denn auch du weißt es, daß die Güte Gerechtigkeit und die Gerechtigkeit gut sei.“

„Dies weiß auch ich, Väterchen Gutherz. Aber sage mir etwas Neues.“

„Jetzt will ich dich etwas fragen, mein Sohn, aber sei mir darum nicht böse: bist du gut?“

„Zu den Guten bin ich gut, den Unguten aber bin ich ein Richter“ — erklärte Gutherz mit fester Stimme. „Ich bin gerecht, und glaube, daß sich dies für einen Richter geziemt.“

„Ich weiß, mein Sohn, du bist ein Mann, der die Gerechtigkeit sucht. Gerade deshalb sage ich dir, was ich dir sage: Du bist gut zu den Guten, hast du aber auch Liebe für jene Armen, die schlecht sind?“

„Wahrlich nicht“ — erwiderte Klugherz gelassen.

„Wenn du aber nur jene liebst, die dich lieben, was bedeutet das? Auch die Sünder lieben jene, die sie lieben, und wenn du jenen Gutes tust, die dir Gutes tun, was bedeutet das? Auch die Sünder tun das gleiche. Liebe die Sünder, sei bestrebt, aus ganzem Herzen zu ihnen gut zu sein.“

Klugherz schwieg.

„Ist dies möglich?“ — fragte er schließlich.

„Wahrlich, es ist möglich. Du selbst mußt diese schwere Probe bestehen. Wisse: um der Güte willen ist des Richters Gerechtigkeit und du bist kein gerechter Richter, wenn du nicht gut zu sein vermagst!“

„Ich soll die Sünder nicht hassen?“, sprach Klugherz still.

„Sei Herr deines Zornes. Zürne dir selbst, weil du zürnst. Es ist nichts Gutes an deinem Zorn.“

„Ich soll also die Sünder nicht bestrafen?“

„Armer, guter Klugherz. Man darf der Gemeinschaft kein Aergeris geben. Und so muß es denn sein; bestrafe die Sünder.“

„O, übernehme doch von mir den Richterstab, wackerer Gutherz“, sprach Klugherz traurig.

„Nein, mein Sohn. Ich liebe es nicht, im Rat den Vorsitz zu führen, und was ich sagte, das bedrückt auch meine Seele. Nur noch eines. Erzähle von deiner ganzen Reise niemand auch nur ein Wort. Aber küsse jeden verurteilten Sünder aus ganzem Herzen mit einem liebevollen Kuß. Dies ist alles, was du tun mußt.“

Klugherz ging heim und überdachte gar gewissenhaft diese Worte. Und wie schwer auch immer es ihm fallen mochte, er befolgte dennoch Väterchen Guthertz' Rat.

* * *

Am nächsten Tag wurde ein kräftiger Jüngling vor ihn geführt, der faul, ungehorsam und arbeitsscheu war. Klugherz verhängte

über ihn die gesetzliche Strafe. Dann gedachte er der Worte des weisen Gutherz und trat an den Jüngling heran. Er zögert eine kurze Weile, dann küßte er ihn. Der Jüngling versetzte ihm einen gewaltigen Stoß in die Brust, schleuderte ihm ein häßliches Wort ins Gesicht und wandte sich ab.

„Ich habe dich doch mit guter Absicht geküßt . . .“

„Und du glaubtest, ich werde vor Deiner Großmut gleich auf die Knie fallen? Hahaha“ – lachte der Jüngling.

Da kam Klugherz großer Zorn an. Er wollte die Gerichtsdienere rufen, damit sie den elenden Burschen aus dem Saal werfen. Doch es gelang ihm, über sich Gewalt zu gewinnen, und er sprach bloß:

„Auch so ist es gut . . .“

Und Klugherz mußte noch oft seine ganze Kraft zusammennehmen, doch hielt er sich trotzdem an den von Gutherz erhaltenen Rat. Er küßte jeden Sünder, viele küßte er sogar öfters, vielen küßte er sogar die Hand.

Und die Sünder lachten unter einander über ihn.

„Der Richter ist verrückt geworden“ – sprachen sie zu einander . . .

* * *

Eines Tages jedoch öffnete sich die Tür, und vor dem Richter Klugherz stand der Jüngling, den er geküßt und der ihm einen Stoß in die Brust versetzt hatte.

„Verzeihe mir, guter Mann“ – sprach der Jüngling und brach in Tränen aus.

Auch Klugherz begann zu weinen, aber vor Freude.

„Verzeihe du mir, Bruder! Denn hätte ich dich damals aus ganzer Güte geküßt, du hättest mich nicht in die Brust gestoßen, und deine Bekehrung hätte nicht bis jetzt gesäumt.“

Freudig gingen sie Arm in Arm aus dem Haus, und sie waren sofort die besten Freunde geworden. Auch mit den anderen Sündern erging es so. Der Kuß des Richters Klugherz heilte besser, als seine Strafe.

Klugherz brauchte nun fast nie mehr zu Gericht zu sitzen, denn alle schlechten Menschen besserten sich und wurden seine aufrichtigen Freunde. War Klugherz mit der Arbeit in der Imkerei

fertig, so hatte er das meiste mit den Besuchen dieser seiner Freunde zu tun.

„Ich kenne den Richter Klugherz noch aus jenen Zeiten, da ich ein Lügner war“ – pflegte der eine zu sagen.

„Ich kenne ihn noch aus jenen Tagen, da ich faul war“ – erzählte ein fleißiger Mann.

Denn diese Menschen besserten sich nicht bloß dem Schein nach, sondern sie wurden die Besten der Guten. Denn von dem aus Güte gegebenen Kuß war in ihre Herzen heiße Liebe eingezogen.

So lebte die glückliche Stadt. Und Klugherz erreichte ein hohes Alter. Er hatte einen schönen weißen Bart und saß zusammen mit dem noch älteren Väterdten Gutherz auf einer schönen Bank, und die beiden sonnten ihre alten Glieder im güldenen Sonnenschein.

Es war dies eine glückliche Stadt, wo sich als erster der gerechte Richter zur Güte bekehrt hatte.



Agitations-Bibliothek

der Gemeinschaft proletarischer Freidenker

Heft	Grundpreis Bfg.
1. Friede: Die Frau und die christliche Kirche	15
2. Wagner: Die Kirche hindert Frieden und bringt Krieg	15
3. Bebel: Christentum und Sozialismus	15
4. Meenzgen: Zweitausend Jahre Blut und Eisen	10
5. Gabenbach: Hat der Religionsunterricht Berechtigung im Schul- unterricht?	15
6. Wolf: Die Feuerbestattung als Kulturforderung	15
7. Friede: Die Geschichte des Protestantismus in Preußen	15
8. Dr. Krasser: Gottesglaube oder Naturerkenntnis	10
9. Most: Die Gottespest	10
10. Heinrich-Wilhelmi: Freidentertum und soziale Frage	15
11. Meenzgen: Von der Feme zum Schwurgericht	10
12. Gerling: Religion und Volksaufklärung	15
13. Meenzgen: Frauenleben im Wandel deutscher Kultur	10
14. Meenzgen: Werden und Vergehen im Weltall	10
15. Göpel: Die weltliche Schule	15
16. Dr. Kriehke: Sozialismus und Religion	25
17. Lindemann: Was wollen die proletarischen Freidenker	15
18. Meenzgen: Abstammung u. Entwicklung des Menschengeschlechts	10
19. Cyliaz: Sozialistischer Katechismus	15
20. Ortman: Vom Armenischen zum Riesenbetrieb	10
21. Rehyba: Geozentrische oder pantösmische Weltanschauung	10
22. Meenzgen: Krone und Krummstab	10
23. Meenzgen: Zweitausend Jahre Werkbank und Schraubstock	10
24. Meenzgen: Der Erdball im Wandel der Jahrtausende	10
25. Most und Dr. Krasser: Gottespest — Antijyllabus	20
26. Wolf: Worte am Grabe	10
27. Göpel: Sozialistische Schulpolitik	25
28. Lehmann: Die Wertschätzung der Arbeit	10
29. Lindner: Spirito-Okkultismus und Wissenschaft	25
30. Rehyba: Das neue Diesseits	10
31. Sommer: Die Frau in der Knechtschaft der Kirche	15
32. Weller: Die Freidenkerbibel	15
33. Sommer: Aufklärung, Religion und Wissenschaft	15
34. Sommer: Heidnische Kritiker des Christentums	10
35. Sommer: Religion, Bürgertum und Arbeiterschaft	15
36. Meenzgen: Vom Siegesweg des Lebens	10
37. Meenzgen: Die Morgenröte des Menschengeschlechts	10
38. Zapp: Wir brauchen keinen Gott	15
39. Dr. Hartung: Christliche Wissenschaft, der größte Heil- und Glaubensschwindel	10
40. Dr. Blöhn: Die Entsetzung und Ersetzung Gottes	20
41. Bakunin: Gott und der Staat	10
42. Friede: Die Kirche und die Gewerkschaften	15
43. Meenzgen: Hunger und Liebe als Triebfedern des Lebens	10

Verlagsanstalt für proletarische Freidenker

Dresden-N. 3, Zingendorffstr. 20, Tel. 13453 / Bank.: Sächl. Staatsbank

Proletarische HEIMSTUNDEN

nennt sich eine neue Monatszeitschrift, die sich folgende Aufgabe gestellt hat: Sie will gute sozialistisch-freidenkerische Romane schaffen, sie will talentierte proletarische Schriftsteller unterstützen und ihren Erzeugnissen Eingang ins proletarische Heim verschaffen, sie will der proletarischen Frau, der proletarischen Jugend und allen dem sozialistischen Freidenkertum fernstehenden Kreisen die Gedankenwelt des Sozialismus und Freidenkertums nahebringen und sie darin fest verwurzeln. Sie will dem in jedem proletarischen Heim schon empfundenen Mangel an guter sozialistischer und freidenkerischer Unterhaltungsliteratur abhelfen und wird zu diesem Zweck in jedem Heft bringen: einen guten Roman in Fortsetzungen, Novellen, Erzählungen, Skizzen, interessante und belehrende Aufsätze aus allen Gebieten der Naturwissenschaften, der Technik, der proletarischen Kunst und Literatur, Beiträge aus dem Reich des Humors und der Satire.

DIE PROLETARISCHEN HEIMSTUNDEN

sind die einzige Zeitschrift ihrer Art und das beste Mittel, auf dem Wege über Unterhaltung und Belehrung sozialistischen und freidenkerischen Geist zu verbreiten und auch zu pflegen.

Herausgegeben von Artur Wolf. / Grundpreis 20 Pfennig pro Heft.

Die SONNENSTADT

Ein Bekenntnis und ein Weg
Roman aus der Zukunft für die Gegenwart von

MUNDUS

Dr. jur. und phil. J. Vetsch, Zürich

*

Aus einer Besprechung:

... Es gehört nicht wenig sittlicher Mut dazu, ein Buch mit soviel rückhaltloser Kritik der schweren Fehler unserer anarchischen Weltordnung zu schreiben. Mundus ist ebt an, die Befreiung der Menschheit von den Sklavenfesseln, die sie selbst sich schuf, und die Befreiung des Menschen zu dem, was er ist". Das Buch wäre undenkbar, gehörte sein Autor nicht zu den Fortschrittsgläubigen, die da glauben — und sie glauben es mit Recht — daß der Mensch von Natur gut ist und erst durch die Auswüchse der Kultur schlecht wird. Werden diese, und namentlich die der modernen Geldwirtschaft, beseitigt, so müssen weit bessere und allmählich wirklich ideale Zustände eintreten. Daher ist dieser Zukunftroman durchaus keine Utopie. Es ist vielmehr das Werk eines scharfen Denkers, eines logischen Beobachters, eines kritischen Kopfes . . ."

Erste deutsche Ausgabe
soeben in zwanzigtausend Exemplaren erschienen
Grundpreis 2 Mark

*

Zu beziehen von der

Verlagsanstalt für proletarische Freidenker

Dresden-N. 3, Zingendorfstr. 20, Tel. 13453 / Bank: Sächs. Staatsbank

Wissenschaftliche Bibliothek

für das proletarische Freidentertum

- Vand 1. Die Soziologie der Ehe Dr. Paul Krifche
" 2. Gemeinschaftskunde Dr. Paul Krifche
" 3. Familie und Sippe im Entwicklungs-
gang der Menschheit Dr. Paul Krifche
" 4. Neuland der Liebe. Mit Anhang: Die
Freundschaft Dr. Paul Krifche
" 5. Entstehung der Religionen I Bruno Sommer
" 6. Entstehung der Religionen II Bruno Sommer
" 7. Geschichte des Christentums Bruno Sommer
" 8. Die Bibel alten Testaments, ein Werk
des Priester-Egoismus Bruno Sommer
" 9. Geheimnisse des christlichen Altertums . . G. F. Daumer
" 10. Warst du je ein Kind? Floyd Dell
" 11. Die neue Weltanschauung Artur Japp

Grundpreise je 0.75 Mark bis 4 Mark.

Sämtliche Werke in gebundenen, kartonierten und
brochierten Ausgaben.

*

In Vorbereitung

ist die Einrichtung einer freigeistigen Musikbibliothek für Chöre, Vieder,
Musikstücke für Instrumente und Gesang zu proletarischen Festen und
allen Gelegenheiten. Einzelstimmen, Duos, Quartette, Chöre, Orchester.

*

Zu beziehen von der

Verlagsanstalt für proletarische Freidenter

Dresden-A. 3, Bingen dorffstr. 20, Tel. 13453 / Bankf.: Sächf. Staatsbank.

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

